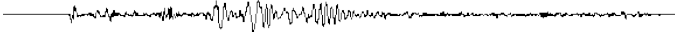
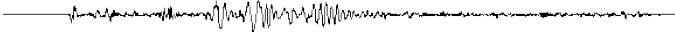


MIT ANDEREN AUGEN



Mathilda Grace
MIT ANDEREN AUGEN

MIT ANDEREN AUGEN



Mit anderen Augen
2. Auflage, Januar 2019

Impressum

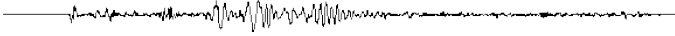
© 2019 Mathilda Grace
Am Chursbusch 12, 44879 Bochum
Text: Mathilda Grace 2012
Foto: geralt; Pixabay
Coverdesign: Mathilda Grace
Korrektur: Corina Ponta

Web: www.mathilda-grace.de

Alle Rechte vorbehalten. Auszug und Nachdruck, auch einzelner Teile, nur mit Genehmigung der Autorin.

Sämtliche Personen und Handlungen sind frei erfunden.

MIT ANDEREN AUGEN



MATHILDA GRACE

MIT ANDEREN AUGEN

Thriller

MIT ANDEREN AUGEN

Liebe Leserin, Lieber Leser,

ohne deine Unterstützung und Wertschätzung meiner Arbeit könnte ich nicht in meinem Traumberuf arbeiten.

Mit deinem Kauf dieses Taschenbuchs schaffst du die Grundlage für viele weitere Geschichten aus meiner Feder, die dir in Zukunft hoffentlich wundervolle Lesestunden bescheren werden.

Dankeschön.

Liebe Grüße
Mathilda Grace

MIT ANDEREN AUGEN

Mein Geschäft ist der Tod. Seit zwölf Jahren töte ich Menschen für Geld und ich bin gut darin. So gut, dass man mir vor vier Jahren zehn Millionen Dollar für den Kopf eines Geschäftsmannes geboten hat. Ein Angebot, das ich nicht ausschlagen konnte. Ein Fehler, der mich heute alles kosten kann.

VERÄNDERUNGEN

Meine Mutter hat mir als Kind immer gesagt, dass es keine Monster gibt.

Mit Vierzehn begriff ich, dass sie sich geirrt hatte, als ich sie eines nachmittags in ihrem Blut liegend auf unserem Küchenboden vorfand. Ermordet von meinem Vater, im Streit um ein bisschen Haushaltsgeld.

Mit Achtzehn hatte ich als Strichjunge genug Geld verdient, um im Knast einen lebenslänglichen anzuheuern und meinen Vater töten zu lassen.

Mit Neunzehn ging ich zur Armee, um das Töten zu lernen.

Mit Dreiundzwanzig erledigte ich meinen ersten Mord.

Mit Siebenundzwanzig gehörte ich zu den Top-Five auf der ganzen Welt, sobald es darum ging, unliebsame Leute schnell und effizient zu entsorgen.

Mit einunddreißig Jahren tötete ich einen älteren, steinreichen Geschäftsmann mit seiner jungen Geliebten für zehn Million Dollar.

Heute bin ich fünfunddreißig Jahre alt und aus mir ist ein Gejagter geworden.

Ich werde von einem jungen Mann gesucht, der der einzige Sohn dieses toten Geschäftsmannes ist und seit seinem einundzwanzigsten Geburtstag jeder noch so kleinen Spur folgt, um

MIT ANDEREN AUGEN

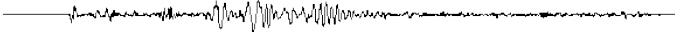
mich zu finden.

Vielleicht will er Rache für seinen Vater, wer weiß.

Ich habe keine Ahnung, warum er nach mir sucht. Aber ich bin neugierig genug, den Spieß umzudrehen.

Es wird Zeit, ihm einen Besuch abzustatten.

Vielleicht ist dieser Junge mehr wert als sein Vater es war.



I

Menschen für Geld zu töten, ist ein einträgliches Geschäft. Ich muss es wissen, denn ich mache diesen Job jetzt seit zwölf Jahren. Für meine Branche ist das viel. Auftragsmörder leben allgemein nicht lange. Nur die Besten halten zehn Jahre und mehr durch. Ich gehöre zu diesen Besten, das behaupten zumindest meine Kunden. Mir ist es egal. Sie bezahlen und ich töte. Ein reines Geschäft. Ich kenne sie nicht und sie kennen mich nicht. Es gibt keine Namen und keine Gesichter. Es gibt nur das Internet, sichere E-Mails, Postfächer und Bankkonten überall auf der Welt.

Mein Leben besteht aus Ziffern und Namen, die mir nicht gehören, und einer von diesen Namen hat ihn auf meine Spur gebracht. Jannik Whistler, der einzige Sohn von Richard Whistler, einem meiner Opfer. Whistler war ein Geschäftsmann und ein Arschloch, wie er im Buche stand. Ehebrecher, Dieb, Steuerhinterzieher – er hat Millionen Dollar am Fiskus und seinen Geschäftspartnern vorbeigeschleust. Den Fiskus kann man betrügen, wenn man gut genug dafür ist. Von der Yakuza sollte man in der Hinsicht allerdings die Finger lassen.

Richard Whistlers Leben war seinen geprellten Geschäftspartnern zehn Millionen Dollar wert.

Ich habe nicht mal eine Kugel an ihn verschwendet. Mein Messer tat es auch und vor allem war es weitaus effizienter.

MIT ANDEREN AUGEN

Selbst mit Schalldämpfer machen Pistolen und Gewehre viel zu viel Krach, hinterlassen beim Schießen verwertbare Spuren und wenn man Pech hat, überlebt das Opfer einen Kopf- und Herzschuss sogar noch. Das kommt zwar nur äußerst selten vor, ist aber möglich. Ein Messer ist persönlicher. Man muss ganz nahe ran und hat den Blick bis zum Schluss auf das Opfer gerichtet.

Ich weiß, dass ich mit dieser Einstellung zu den Exoten gehöre. Die meisten Auftragsmörder bevorzugen Kugeln, einige experimentieren gern mit Giften herum, wieder andere nehmen ihre bloßen Hände. Ich spiele bevorzugt mit scharfen Klingen. Bei Whistlers Geliebter war das allerdings nicht nötig. Ein gezielter Schlag in ihren Nacken und das darauffolgende Knacken machte deutlich, dass der Kollateralschaden später mit gebrochenem Genick in der Leichenhalle liegen würde.

Ich habe den Job erledigt und Whistler vergessen.

Bis vor drei Monaten der Alarm an einer meiner falschen Identitäten losging, zu der neben einem Bankkonto, ein Haus in New York und ein Motorrad gehören.

Ich gestehe, ich war überrascht.

Die ersten zehn Sekunden, nachdem bei meiner Suche nach dem Grund des Alarms der Name Jannik Whistler auf meinem Bildschirm erschien, war ich ehrlich erstaunt. Nie zuvor war mir jemand so nahe gekommen. Wobei ich zugeben muss, dass auch noch niemand einen Grund dafür hatte. Doch der Junge hatte einen und er war gut. Nicht nur der Grund für seine Suche, sondern Jannik Whistler selbst.

Ein kleiner Computerfreak, völlig naiv in seiner Schnüffelei nach mir und dabei offenbar fest entschlossen, mich zu finden, egal wie lange es dauern würde. Dass ich für solche Fälle vor-

MIT ANDEREN AUGEN

gesorgt hatte, schien ihm gar nicht in den Sinn zu kommen. Er schien auch keinen Gedanken daran zu verschwenden, dass er mich mit seiner Suche nach mir alarmieren könnte. Allerdings stellte er sich wirklich nicht dumm an und deshalb war ich erstaunt und zugleich amüsiert.

Ich behielt ihn im Auge.

Es dauerte ein paar Stunden, bis ich herausfand, wie mir der Junge überhaupt auf die Schliche gekommen war. Mit einer Engelsgeduld hatte sich Whistler in die Datenbanken der Polizei gehackt und sich die Akte über den Mord an seinem Vater unter den Nagel gerissen. Inklusiv der Passagierlisten von Flug 384 aus London, Heathrow, mit dem ich damals über New York City hergekommen war. Das war in den Augen der Polizisten nie von Bedeutung gewesen, für Jannik Whistler allerdings schon.

Er hatte den Namen Sergej Romanov gelesen, sich aus irgendeinem Grund darüber gewundert und herausgefunden, dass derselbe Sergej Romanov zwei Tage nach dem Mord in ein Flugzeug zurück nach New York City gestiegen war, um von dort aus nach London zu fliegen.

Dass Sergej Romanov, ein russischer Geschäftsmann aus Moskau, ein Haus außerhalb von Albany besaß, hatte die Polizei ebenfalls nicht weiter gestört. Meine falsche Identität war ein reicher Geschäftsmann mit perfekten Papieren. Niemand hätte mir daraus einen Strick drehen können, aber um ehrlich zu sein, bestand die Gefahr ohnehin nicht.

Cops scheren sich nicht sonderlich um ermordete Geschäftsmänner, die jede Menge Dreck am Stecken hatten, wie Richard Whistler. Auch wenn die Polizei das nicht gerne hört, ist es meine Erfahrung aus den letzten zwölf Jahren und ich

MIT ANDEREN AUGEN

habe sie oft genutzt. Whistlers Sohn war anders. Was immer ihn an dieser Sache gestört hat, sein Name und genügend Geld machten es möglich. Jannik Whistler hat sich auf die Suche nach Romanov gemacht und das hat mein Sicherheitssystem Alarm schlagen lassen.

Ich wartete ein paar Wochen ab und ließ Sergej Romanov bei einem Autounfall sterben.

Eine Woche später bekam ich die Nachricht, dass unbekannte Täter seinen Sarg ausgegraben hatten.

In dem Augenblick wurde mir bewusst, dass Jannik Whistler nicht so schnell aufgeben würde. Also drehte ich den Spieß um und forschte genauer nach. Ich wollte wissen, ob er mir gefährlich werden konnte. Was ich über ihn herausfand, war weder aufregend noch sonderlich besorgniserregend.

Whistler war siebzehn Jahre alt, als ich seinen Vater tötete.

Jetzt ist er einundzwanzig und auf der Suche nach dem Tod. Nach mir. Er hat eine Mutter und eine Schwester, sie leben in Washington. Seine Mutter gibt das Vermögen ihres Mannes mit vollen Händen aus und das Mädchen studiert. Der Junge hat das College mit Bestnoten abgeschlossen, ein ungenutztes Stipendium für Harvard in der Tasche und einen Kater namens Bob.

Keine Bedrohung, entschied ich gelangweilt und nahm einen neuen Job an.

Seit vier Wochen bin ich nun zurück in den USA, um drei weitere Identitäten ärmer und mit der späten Erkenntnis, dass ich mein erstes Urteil über Jannik Whistler revidieren muss. Er ist eine Bedrohung und ich mag keine Bedrohungen.

Aus diesem Grund bin ich jetzt hier. Auf dem Hausdach

MIT ANDEREN AUGEN

gegenüber eines Mehrfamilienhauses mitten in Baltimore, in dem Whistler seine Wohnung hat. Es ist gleich Mitternacht und seit ich bei Einbruch der Dunkelheit hier eintraf, sitzt er vor dem Computer. Er hat sich eine Pizza bestellt, war zweimal im Bad, hat seinen Kater gefüttert und das Katzenklo sauber gemacht.

Whistler hält die Wohnung sauber, nur seine Küche sieht aus wie ein Saustall. Woher ich das weiß? Ich war drin. Letzte Nacht, als er schlief. Gestern hatte er keine Pizza, sondern asiatisch, ansonsten war der Zeitverlauf der Gleiche. Heute Nacht, sobald er im Bett ist, werde ich seinen Computer anzapfen, um herauszufinden ob und wie viel er wirklich über mich weiß.

Man sollte seine Feinde kennen, bevor man sie ausschaltet. So spart man sich viel Ärger und vermeidet unliebsame Überraschungen. Eine der obersten Regeln als Auftragskiller. Ich habe sie auf die harte Tour gelernt, denn als Anfänger macht man Fehler. Wer sie überlebt, lernt daraus. Wer nicht, ist tot. Ich habe den Angriff überlebt, als sich eines meiner Opfer als Kampfsportexperte herausstellte. Auch wenn ich die folgenden Monate pausieren musste, um meine gebrochenen Knochen zusammenwachsen zu lassen.

Danach habe ich nie wieder den Fehler begangen, einen Job ohne gute Recherche in Angriff zu nehmen.

Bei Jannik Whistler hat mir diese Recherche das Ergebnis gebracht, dass der Junge mit dem Computer umgehen kann, dass er keine Ahnung hat, wen er eigentlich sucht, und dass er seinen Kater liebt. Was ihn mir im normalen Leben wohl sympathisch machen würde, denn ich mag Tiere. Alle. Auch die giftigen und hässlichen. Tiere nehmen den Menschen, wie er ist und sie zeigen dir, wenn du in ihren Augen Mist gebaut

MIT ANDEREN AUGEN

hast. Wenn ich lange genug lebe, um diesen Job hinter mir zu lassen und mich zur Ruhe zu setzen, werde ich ein Haustier haben. Vielleicht sogar mehrere.

Fürs Erste würde mir ein Kater wie Bob reichen. Mit dem schwarzen Fell und einem Schnurren, das lauter ist als Whistlers Kühlschranks, wie ich gestern Nacht festgestellt habe, wäre er das perfekte Haustier. Er hat sich ohne zu zögern von mir streicheln lassen und sich danach wieder zu seinem Herrchen ins Bett gelegt, während ich mir dessen Wohnung genauer angesehen habe.

Das kann ich mir heute sparen. Ich weiß bereits, wo ich alles finde, daher führt mich mein Weg eine Stunde später ohne Umwege an den zugekrumten Schreibtisch. Es dauert keine fünf Minuten die Festplatte zu kopieren und ein Programm einzuschleusen, das dafür sorgen wird, dass Whistlers Computer morgen so sauber und aufgeräumt starten wird, wie bei einem Neukauf.

Komplettlöschung. Sicher. Schnell. Aber vor allem nicht rückgängig zu machen.

Whistler wird sich zwar denken können, wem er das zu verdanken hat, aber was macht das schon?

Auf dem Rückweg zur Wohnungstür höre ich ihn im Schlaf seufzen. Was mich dazu verleitet, weiß ich nicht, aber statt zur Wohnungstür raus, gehe ich ins Schlafzimmer, um einen Blick auf ihn zu werfen. Er wühlt im Bett. Das ist mir gestern schon aufgefallen, aber heute Nacht sieht es so aus, als hätte er vor dem Schlafengehen einen Ringkampf geführt. Und das nach gerade mal einer Stunde, die Whistler im Bett liegt. Ich möchte nicht wissen, wie es morgen früh aussieht.

Als er sich umdreht, ziehe ich mich in eine dunkle Ecke des

MIT ANDEREN AUGEN

Raums zurück. Ich hätte mich nie hinreißen lassen dürfen, sein Schlafzimmer zu betreten. Jedenfalls nicht, wenn er im Bett liegt. Man besucht seine Opfer im Schlaf, um sie zu töten und nicht um sie zu beobachten.

Bob maunzt, springt vom Bett und streicht mir um die Beine. Ich müsste ihn ignorieren, aber wenn er jetzt keine Streicheleinheiten von mir bekommt, wird der Kater laut werden und dann habe ich ein ernsthaftes Problem. Also gebe ich nach und hocke mich hin, um ihn zu streicheln. Er fängt an zu schnurren und stupst mit dem Kopf mein Knie an. Verwöhntes Tier. Aber ich kann nicht anders, als innerlich zu lächeln, weil der Kater genauso ist wie ich. Er nimmt sich, was er will.

»Bob?«

Whistler setzt sich im Bett auf und streckt einen Arm nach seiner Nachttischlampe aus. Im selben Moment greife ich nach der Beretta unter meiner Jacke und entsichere sie. Das Geräusch ist unüberhörbar. Er erstarrt in der Bewegung, lauscht und wartet ab. In der dunklen Zimmerecke kann er mich nicht sehen, aber es ist der einzige Ort im Schlafzimmer, wo ich mich befinden kann, ohne vom matten Schein der Straßenlaternen draußen erfasst zu werden.

Whistler weiß das. Er ist ein Computerfreak, der zwar keine Ahnung hat, an wessen Fersen er sich geheftet hat, aber er ist kein Dummkopf. Vielleicht war mein Eindringen hier doch nicht so schlecht. Vielleicht kann ich ihm klarmachen, dass er sterben wird, wenn er nicht aufhört, nach mir zu suchen.

»Hör' auf, mich zu suchen.«

Er zuckt heftig zusammen. Mehr als ich erwartet habe, immerhin sucht er nach einem Mörder. Was hat er geglaubt? Dass seine Suche nach mir unentdeckt bleibt? Ich warte, bis er sich

MIT ANDEREN AUGEN

gefasst hat, dann lässt er den Arm sinken und schüttelt dabei den Kopf. Eine eindeutige Antwort.

»Willst du unbedingt sterben, Kleiner?«

»Ich werde dich suchen, solange ich lebe.«

Seine Angst ist unüberhörbar, aber er meint, was er sagt. Ich weiß nicht, was ihn antreibt, aber er wird nicht aufgeben.

»Rache ist kein guter Ratgeber.«

»Du hast ihn umgebracht«, wirft Whistler mir leise vor, was mich mit den Schultern zucken lässt. Eine Tatsache, die ich kaum leugnen kann. Der Tod seines Vaters war ein Geschäft, nicht mehr.

»Und?«

»Und?«, wiederholt er verblüfft. »Das ist alles, was du dazu zu sagen hast? Und?«

»Ich bin ein Auftragskiller, Whistler. Menschen umzubringen ist ein Geschäft für mich.«

»Wie viel haben sie dir bezahlt?«, fragt er und irritiert mich damit, aber ich lasse es mir nicht anmerken.

»Warum willst du das wissen?«

»Sag' es mir!«

Ich weiß zwar nicht, was daran interessant ist, aber allein die Frage macht mich neugierig. Der Junge will auf irgendwas Bestimmtes raus und ich möchte wissen, zu was das hier fühlt.

»Zehn Millionen.«

Kurzes Schweigen.

»Ich hätte dir mehr bezahlt.«

Wie bitte? Ich bin vollkommen verblüfft. Mit so einer Antwort habe ich nicht gerechnet. Ich habe in meinem Leben schon so einiges gehört und vor allem gesehen, aber diese fünf Worte sind wirkungsvoller, als jede Kugel im Körper es sein

MIT ANDEREN AUGEN

könnte. Er muss seinen Vater ebenso gehasst haben wie ich den meinen, welchen Grund könnte er sonst für so eine Aussage haben?

Ich frage nicht nach. Nicht, weil es mich nicht interessiert, denn das tut es, aber es gibt etwas Anderes, das mir wichtiger ist, als zu erfahren, warum der eigene Sohn seinen Vater tot sehen wollte. Whistler muss einen Grund gehabt haben, ausgerechnet bei meiner falschen Identität nachzuhaken und da ich schon mal hier bin und mit ihm rede, kann er mir auch sagen, was ihn an Romanov irritiert hat.

»Wie bist du auf Romanov gekommen?«

Er stutzt, streicht sich durch die vom Schlaf verwuschelten Haare. »Es war der Name.«

Die Erklärung reicht mir nicht. »Warum?«

»Sergej Romanov, das ist russisch«, wird Whistler genauer. »Und ich habe ein Gespräch belauscht, eine Woche, ehe du ihn ermordet hast. Mein Vater sagte zu jemandem am Telefon, dass er sich nicht von einem Russen einschüchtern lassen würde.«

Richard Whistler wusste von dem Mordauftrag gegen ihn? Das ist mir neu und es beschert mir eine Gänsehaut. »Woher wusste er von Romanov?«

Der Junge schüttelt den Kopf. »Ich weiß nicht, was er wirklich von dir wusste. Er hat nur gesagt, er hat Ärger mit ein paar Japanern und dass die ihm einen Russen schicken würden, um irgendein Geschäft zu machen.«

Das würde zu meinen eigenen Erfahrungen passen. Die Yakuza droht gern und sie gibt gern letzte Warnungen, bevor sich das Blatt wendet und die Sache ernst wird. Es ist gut möglich, dass sie Richard Whistler auf die Weise dazu bringen wollten, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Als er ablehnte, war er fällig.

MIT ANDEREN AUGEN

Bob maunzt und springt zurück aufs Bett, wo er sich hinsetzt und anfängt sich zu putzen. Offenbar sieht er in mir keine Bedrohung und ich weiß, um ehrlich zu sein, nicht, wie ich das finden soll. Whistler fragt sich das ebenfalls, sein verwunderter Blick spricht Bände, aber gleichzeitig scheint sein Kater ihn etwas zu beruhigen. Der panische Ausdruck verschwindet langsam aus seinem Gesicht.

»Erschießt du mich jetzt?«, fragt er, als das Schweigen zwischen uns drückend wird, und streichelt Bob über den Kopf, der das mit einem lauten Schnurren kommentiert, bevor sich der Kater auf der Bettdecke zusammenrollt und mich ansieht.

»Nein.«

Keine Ahnung, warum ich das gesagt habe, aber Bob ist zufrieden, denn er gähnt und schließt die Augen. Irgendetwas läuft hier gerade mächtig schief.

»Warum nicht?«, will Whistler wissen.

»Ich bevorzuge Klingen«, ist meine ziemlich platte Antwort, obwohl sie der Wahrheit entspricht. Wenn ich in einem Mehrparteienhaus mit einer Waffe arbeite, kann ich sicher sein, in weniger als fünf Minuten die Cops vor der Tür zu haben.

Einen Polizisten habe bislang noch nicht getötet und ich möchte es ungern tun. Ich habe wenige Prinzipien, aber Polizisten und Kinder stehen bei mir auf derselben Stufe wie Haustiere. Man tötet sie nur, wenn es sich wirklich nicht vermeiden lässt. Soweit musste ich bislang noch nicht gehen und ich hoffe, dass das so bleibt.

»Wie bei meinem Vater?«, reißt mich Whistlers Frage aus meinen Gedanken und ich nicke, bis mir im nächsten Augenblick einfällt, dass er das nicht sehen kann.

»Ja.«

MIT ANDEREN AUGEN

Whistler schweigt, überlegt eine Weile und setzt sich dann in einen Schneidersitz. »Warum zwei Stiche? Die Polizei hat uns gesagt, schon der erste wäre tödlich gewesen.«

Das hat er nicht gefragt, oder etwa doch? Was will er? Wieso ist ihm das wichtig? Was ist zwischen Whistler und seinem Vater bloß abgelaufen, dass er ihn erstens tot sehen wollte, mir zweitens sogar mehr als zehn Millionen bezahlt hätte, und mich jetzt sogar nach Details über den Mord fragt?

Ich bin mir nicht sicher, ob ich darauf eine Antwort will.

»Zur Sicherheit«, sage ich daher schlicht, denn das gehört zu meinem Job. Prüfen und sichergehen, dass das Opfer wirklich tot ist, und wenn nicht, nachhelfen.

»Machen Auftragskiller das so?«

»Ja.«

»Haben die Japaner ihn umlegen lassen?«

»Wenn ich dir das beantworte, muss ich dich töten«, weiche ich einer Antwort aus, denn langsam aber sicher behagt mir unser Gespräch nicht mehr.

»Das wirst du doch sowieso, also kannst du es mir auch sagen.«

Whistler hat eine interessante Logik, das muss ich zugeben, aber sie bestätigt auch mein Unwohlsein. Ein seltsames Gefühl im Magen, das mich immer davor warnt, wenn etwas nicht stimmt, und hier stimmt eine Menge nicht. Trotzdem kann ich nicht einfach gehen. Genauso wenig kann ich es hinter mich bringen und ihn aus dem Weg räumen, was ich muss, weil er ein Zeuge ist. Ich kann es nur nicht. Weiß der Geier warum, aber ich bringe es nicht fertig, das Messer zu ziehen und zu tun, was ich tun muss.

»Er hat sie um Geld betrogen. Um viel Geld«, erzähle ich

Whistler stattdessen, was er vermutlich längst weiß.

»Also ja«, meint er dazu und kratzt sich an der Nase.

Mir dämmert, was das werden soll, denn Whistler trauert nicht um seinen Vater. Ganz im Gegenteil. Rache war niemals der Grund für seine Suche nach mir. Es stellt sich nur die Frage, was er dann von mir will? Allerdings bin ich auch bei dieser Frage nicht sicher, ob ich eine Antwort darauf hören will.

»Es ist dir egal, dass er tot ist, nicht wahr?«

Whistler zuckt die Schultern. »Er war nie da.«

»Das ist kein Grund für die Aussage, dass du mir mehr bezahlt hättest als meine Kunden«, kontere ich, was ihn schnauben lässt.

»Für dich vielleicht nicht.«

Das ist nicht alles. Was immer zwischen seinem Vater und ihm war, es ging tief. So tief, dass er bereit war, dasselbe zu tun, was ich damals mit Achtzehn tat. Einen Mord in Auftrag zu geben. Ich weiß nicht, ob er jemals den Mut dafür gefunden hätte, wäre ihm die Yakuza nicht zugekommen. Um ehrlich zu sein, bezweifle ich es, denn er scheint mir nicht der Typ Mensch zu sein, der mit einem Mord umgehen kann. Ich werde nicht nach dem wahren Grund für seine Aussagen fragen. Zumindest jetzt noch nicht. Aber ich werde ihn etwas Anderes fragen. Diese Nacht ist bereits so verrückt, da kommt es darauf nun auch nicht mehr an.

»Warum hast du nach mir gesucht?«

Whistler zögert kurz. »Ich wollte es wissen.«

»Was?«

Sein Blick schweift zum Fenster. »Meine Mutter hat mir als Kind immer gesagt, dass es keine Monster gibt. Jedenfalls keine wirklichen. Es gäbe nur solche Monster wie meinen Vater

MIT ANDEREN AUGEN

und jene, die ihn eines Tages umbringen würden. Ich wollte wissen, ob das stimmt. Ich wollte wissen, ob es Menschen wie dich wirklich gibt.«

So merkwürdig das klingt, ich glaube ihm. Und ich werde ehrlich darauf antworten, denn er verdient es. »Deine Mutter hat Recht.«

Whistler nickt, sieht auf Bob, zu mir in die Ecke und legt sich dann wieder hin. »Wenn du mich umbringst, würdest du es bitte ohne große Sauerei machen?«

»Warum?«

Er seufzt. »Weil ich kein Blut sehen kann.«

Er kann kein...? Himmel, ich muss sofort hier raus.

»Kümmerst du dich um Bob, wenn ich tot bin? Er mag dich.«

Darauf antworte ich Whistler nicht mehr, sondern verschwinde so lautlos aus der Wohnung, wie ich gekommen bin. Dieses Gespräch war merkwürdig. Schräg, fällt mir als Beschreibung ebenfalls ein. Ich weiß nicht, was dieser Junge an sich hat, aber ich bin irgendwie fasziniert von ihm. Ich meine, wer bittet denn einen Killer auf den eigenen Kater aufzupassen, wenn jener Killer ihn getötet hat? Vielleicht hat Jannik Whistler einen psychischen Knacks. Andererseits wird er das auch von mir denken, immerhin töte ich seit Jahren Menschen gegen Geld und wie die Allgemeinheit über Auftragskiller denkt, ist bekannt.

Ich habe mich nie so gesehen. Für mich ist das Töten einfach ein Geschäft und wenn es eine Moral gibt, dann habe ich sie in der Form, dass ich nur Leute töte, die es verdienen. Von den Kollateralschäden abgesehen, obwohl die selten sind. Aber darauf Rücksicht zu nehmen, kann ich mir nicht leisten.

MIT ANDEREN AUGEN

Nun ja, ich bin offenbar doch ziemlich unmoralisch. Zumindest töte ich nicht jeden, vor allem keine Haustiere. Kater Bob muss das gespürt haben. Tiere haben einen sechsten Sinn für solche Dinge. Ich schätze, Whistler hat bei Bobs Verhalten mir gegenüber einfach die richtigen Schlüsse gezogen.

Wie gesagt, dumm ist der Junge nicht.

Ich bin es allerdings, fällt mir auf, denn ich habe seine Wohnung verlassen, mit einem lebenden Zeugen darin. »Verdammt!«

Eine späte oder eher frühe Passantin zuckt vor mir zusammen und eilt dann mit schnellen Schritten und viel Abstand an mir vorbei, während ich mich umdrehe und überlege, ob ich zurückgehen soll.

Nein, zu auffällig. Obwohl ich nicht glaube, dass Jannik die Polizei gerufen hat, sichergehen kann ich nun mal nicht und außerdem habe ich, weshalb ich ursprünglich gekommen bin. Die Daten von seinem Computer. Das Gespräch mit Whistler war ein Fehler. Ihn danach am Leben zu lassen der Zweite. Ich werde nicht zurückgehen und damit einen dritten machen. Erst will ich wissen, was er weiß. Wenn es zu viel ist, muss er verschwinden.

Ab sofort wird es keine Fehler mehr geben.

II

Fünf Tage halte ich durch. In der fünften Nacht stehe ich erneut in Whistlers Schlafzimmer, nachdem mir die Daten seines Computers verraten haben, dass seine Spur mit Sergej Romanov endete. Ich habe gefunden, was ich wissen muss. Er ist ein kleiner Computerfreak, aber Daten richtig zu sichern, hat ihm keiner beigebracht. Vor allem, sie verschwinden zu lassen, wenn man sie nicht mehr braucht. Ich habe alles über ihn gefunden. Kontodaten. Onlineprofile. Mails, die er sich mit einigen Leuten aus seiner alten Schule geschrieben hat.

Mails, die er mit einem Mitglied aus dem Vorstand der Firma seines Vaters getauscht hat, der ihm die Leute besorgte, um Romanovs Grab auszuräumen.

Der Mann ist ebenfalls keine Bedrohung. Er ist ein Dieb wie Richard Whistler es war, aber ansonsten ein kleiner Feigling. Woher ich das weiß? Ich hatte fünf Tage Zeit, mich zu informieren. Über seine Frau, seine zwei Kinder, seinen Terrier, der im Garten in einer Hundehütte haust, und Haushälterin Margo, die mehrmals in der Woche das Haus aufräumt und für die beiden Kinder kocht, weil ihre Mutter lieber auf irgendwelchen Partys unterwegs ist.

Ich habe darüber nachgedacht, ihn zu töten, aber das wäre zu viel Aufwand für nichts. Er weiß, dass er Unrecht getan hat und wird den Teufel tun, das zuzugeben, solange er nicht

MIT ANDEREN AUGEN

muss. Wenn ich ihm auf die Füße steige, würde er allerdings zu den Cops laufen und solche Aufmerksamkeit brauche ich nicht. Falls der Mann mir Ärger macht, verschwindet er, aber im Moment gibt es dazu keine Veranlassung.

Jannik Whistler ist ein größeres Problem. Nicht, weil er etwas weiß, sondern weil es mich aus irgendeinem unerfindlichen Grund erneut zu ihm gezogen hat. Vielleicht fasziniert mich seine Neugier an meiner Person. Vielleicht bin ich selbst einfach nur neugierig, weil er im Laufe unseres Gesprächs seine Angst vor mir verloren hat. Ein Killer, der sich vom Sohn eines seiner Opfer auf makabere Art und Weise angezogen fühlt? Es gab schon schlechtere Ideen, warum also nicht diese, bis mir etwas Besseres einfällt? Immerhin bin ich jetzt hier und dafür wird es irgendeinen Grund geben. Wenn er mir einfällt, beseitige ich ihn, aber bis es so weit ist, kann ich meiner Neugier genauso gut nachgeben und ein zweites Gespräch mit Whistler führen.

Er schläft und schnarcht dabei leise, was mich amüsiert. Den vielen Taschentüchern auf dem Nachttisch und neben seinem Bett nach zu urteilen, hat er sich eine Erkältung eingefangen. Bei dem derzeitigen Wetter wundert mich das nicht. Es ist Ende September und das merkt man draußen deutlich.

Ich mag die kälteren Jahreszeiten, obwohl sie mir immer die Arbeit erschweren. Im Schnee keinerlei Spuren zu hinterlassen, ist jedes Mal eine Herausforderung und sich im Regen auf die Lauer zu legen, um ein Opfer auszuspionieren, ist auch nicht gerade das, was ich mir unter einer angenehmen Freizeitbeschäftigung vorstelle. Aber es gehört nun mal zum Job.

Die Heizung gluckert, was Bob, der auf der freien Bettseite liegt, dazu bringt sich zu mir umzudrehen und mich mit sei-

MIT ANDEREN AUGEN

nen grünen Augen anzusehen. Er ist zwar nur ein Tier, aber ich könnte schwören, dass er sich über mich amüsiert, weil ich schon wieder hier bin. Es würde mich jedenfalls nicht wundern und Recht hätte er ja, immerhin wollte ich längst wieder weg sein, stattdessen stehe ich an der Tür und beobachte ihn und sein Herrchen.

Bob scheint zu dem Schluss zu kommen, dass ich auch etwas tun kann, wenn ich ohnehin da bin, denn er gähnt und maunzt danach auffordernd, bevor er sich auf den Rücken dreht. Innerlich seufzend gebe ich nach und gehe um das Bett herum, um ihn zu streicheln. Er schnurrt und stupst gegen meine Hand, was mich ungewollt lächeln lässt. Whistler hatte Recht, sein Kater mag mich. Verrücktes Tier.

Als hätte er mich verstanden, maunzt Bob erneut und stolziert über das Bett auf Whistler zu, dessen Schnarchen lauter geworden ist. Sein Atem klingt merkwürdig und obwohl ich es in dem schwachen Licht nicht erkennen kann, schätze ich, dass seine Wangen rot sind und er Fieber hat. Unser Gespräch kann warten, entscheide ich und verlasse lautlos das Schlafzimmer. Ich bin fast an der Tür, als ich ohne einen Grund kehrtmache, die Decke von der Couch im Wohnzimmer nehme und sie über Whistler ausbreite.

Ich werde mich wohl besser nicht fragen, warum ich das getan habe.

Danach gehe ich wirklich. Nach einem letzten Streicheln für Bob, der mir schnurrend um die Beine streicht.

Wie war das noch? Ich werde keinen weiteren Fehler machen? Hatte ich mir das nicht vor fünf Tagen vorgenommen?

Ich habe eindeutig ein Problem.

MIT ANDEREN AUGEN

Zwei Nächte später ist aus dem Schnarchen ein Röcheln geworden, das mir gar nicht gefällt. Whistler ist krank und da ich nirgendwo Medikamente gesehen habe, war er offenbar nicht beim Arzt. Scheinbar will er lieber eine Grippe riskieren, als sich vernünftig auszukurieren. Dummer Junge. Ich lege meine Hand auf seine Stirn. Sie ist zu warm. Kopfschüttelnd und innerlich fluchend wende ich mich ab, um erneut die Decke aus dem Wohnzimmer zu holen und über ihm auszubreiten, als er hustend aus dem Schlaf hochschreckt.

Ich weiche zurück und halte ihn gleichzeitig am Arm fest, damit er nicht aus dem Bett fällt. Er klingt erbärmlich und seine Haut ist heiß und feucht. Das ist mehr als ein leichter Schnupfen. Ich warte, bis er sich soweit beruhigt hat, um zu begreifen, dass ich bei ihm bin, bevor ich aufstehe und ins Badezimmer gehe. Er braucht ein kurzes Bad und Medikamente, und da er offenbar nicht vorhat, sich selbst darum zu kümmern, mache ich das eben. Nicht mal ein Erkältungsbad hat er da, was mich mit einem Seufzen wieder kehrtmachen lässt.

Im Flur bemerke ich das Licht, das aus seinem Schlafzimmer kommt und zögere. Er kennt mein Gesicht nicht. Bis jetzt jedenfalls. Wenn ich zurückgehe, ist die letzte Schranke gefallen und dieser Schritt sollte wohlüberlegt sein. Whistler weiß zwar nichts über mich, aber er weiß, was ich bin, und wenn er mein Gesicht kennt, wird er zu einem noch größeren Risikofaktor, als er ohnehin schon ist. Andererseits, ich habe in den letzten Wochen unzählige Fehler gemacht, auf einen mehr oder weniger kommt es da auch nicht mehr an.

Ich trete in sein Schlafzimmer und er sieht auf. Rote Wangen, blasse Haut, seine Augen sind glasig und sein Blick ist langsam. Ich kann es nicht besser beschreiben, aber er braucht

MIT ANDEREN AUGEN

eine Weile, bis er wirklich begreift, wer da gerade in seinem Schlafzimmer steht.

»Du warst das, oder?«, fragt Whistler schließlich und ich runzle irritiert die Stirn, weil ich nicht weiß, was er meint. »Vor zwei Nächten. Die zweite Decke, die morgens über mir lag. Das warst du.«

Ach das. Ich nicke. »Ja.«

»Warum?«

»Warum nicht?«, kontere ich, da ich keine Antwort auf seine Frage habe.

»Hm«, macht er und zieht eilig ein Taschentuch aus der Packung. Gerade rechtzeitig, bevor er anfängt zu niesen, was in einem Hustenanfall endet.

»Du musst zum Arzt.«

»Nein.« Er schüttelt den Kopf und wirft mir einen trotzigem Blick zu. »Ich mag keine Ärzte.«

»Du bist krank, Whistler.«

»Ich habe einen Namen«, murt er verschnupft und das ist nicht nur auf seine Laune bezogen.

»Das ändert nichts daran, dass du krank bist, Jannik.« Ich betone seinen Namen extra und er schnaubt, was sofort für erneuten Husten sorgt. Ich hole ihm ein Glas Wasser, das er dankend annimmt. »Hast du Medikamente hier, von denen ich nichts weiß?«

Ein finsterer Blick trifft mich. »Guck' doch nach.«

»Habe ich, als ich hier war. Ich rede von Medikamenten gegen deine Erkältung. Gegenüber ist ein Drugstore.«

»Weiß ich. War ich aber nicht drin«, sagt er und ist jetzt eindeutig beleidigt.

Verstehe einer diesen Kerl, ich tue es nicht. Wie kann man

MIT ANDEREN AUGEN

nur so stur sein? Wenn ich krank bin, kümmere ich mich darum. Wie soll ich sonst vernünftig arbeiten? Allerdings hat er keinen Job, von dem ich wüsste, also kommt es darauf nicht an. Egal. Wenn er sich nicht um seine Gesundheit kümmert, mache ich das eben.

»Ich bin gleich zurück.«

»Ich will nicht...«

»Du wirst aber«, fahre ich ihm rabiat über den Mund und verlasse die Wohnung, bevor ich Jannik deutlich sage, was ich über sein kindisches Verhalten denke. Der Besitzer des Drugstores nickt, als ich ihm sage, was ich brauche, und keine fünf Minuten später stehe ich wieder in Janniks Schlafzimmer, der zuerst mich und danach die kleine Tüte in meiner Hand verblüfft ansieht.

»Was ist das?«

»Denk' mal scharf nach«, antworte ich trocken und kippe den Inhalt der Tüte auf den Nachttisch. Janniks Blick hat mit Begeisterung nichts zu tun, vor allem, als ich das Erkältungsbad in die Hand nehme.

»Muss das sein?«

Ich sehe ihn warnend an. »Dir ist bewusst, mit wem du momentan redest, oder?« Statt einer Antwort, nickt Jannik. »Dann dürfte dir auch klar sein, wie hoch deine Chance ist, aus der Sache rauszukommen.«

Die Beleidigung liegt ihm auf der Zunge, ich sehe es ihm an, aber er schluckt sie runter und schlägt die Bettdecke zurück, um aufzustehen. Es geht nicht ohne meine Hilfe, sein Kreislauf spielt verrückt. Deshalb Sorge ich dafür, dass er sicher auf dem Toilettendeckel sitzt, bevor ich mich an der Wanne zu schaffen mache.

MIT ANDEREN AUGEN

Der Geruch des Erkältungsbades zieht durch den kleinen Raum, als ich mich Jannik wieder zuwende. Normalerweise würde ich ihn jetzt alleinlassen, damit er sich in Ruhe ausziehen und in die Wanne steigen kann, aber in seinem Zustand kippt er mir höchstens um. Keine gute Idee und das weiß Jannik, es gefällt ihm allerdings gar nicht, so wie er mich gerade ansieht.

»Du hast nichts, was ich nicht auch habe. Also los, ausziehen. Ich drehe mich um, aber ich bleibe hier.«

»Arsch«, murmelt er, als ich ihm den Rücken zugekehrt habe, was mich grinsen lässt.

Gut, dass er das nicht sehen kann, und nochmals gut, dass ich geblieben bin, denn er stützt sich nach dem Aufstehen an meiner Schulter ab, um in die Wanne zu klettern. »Geht es?«

»Ja.« Das Wasser plätschert. »Scheiße, das ist ja kalt«, flucht er im nächsten Moment lauthals und ich kann mir ein Lachen nur schwer verkneifen.

»Was hast du denn erwartet? Dass ich dich mit Kreislaufproblemen und Fieber ein heißes Bad nehmen lasse? Außerdem ist es nicht kalt, sondern lauwarm, und jetzt setz' dich hin und lehn' dich zurück. Mit dem Erkältungsbad sollst du nur ein paar Minuten im Wasser bleiben.«

»Sadist«, knurrt er, tut aber, was ich gesagt habe, denn als ich mich umdrehe, lehnt er sich gerade zurück.

Bob maunzt leise und springt neben mir auf den Wannrand. Ich streichle ihm über den Kopf. »Pass' auf, dass er keinen Blödsinn macht, okay?«

»Pffft«, kommt von Jannik, was mich nun wirklich grinsen lässt, bevor ich ihn alleinlasse, um das Bettzeug zu tauschen und durchzulüften, damit er nachher besser schlafen kann.

MIT ANDEREN AUGEN

»Warum tust du das?«, fragt er, als ich ihn zurück ins Bett verfrachtet habe, was eine gute Frage ist, denn ich stelle sie mir schon die ganze Zeit.

Ich glaube, eine Gegenfrage ist die beste Antwort. »Warum nicht?«

Jannik stöhnt, sagt aber nichts weiter dazu, was auch besser ist. Ich will darüber nicht nachdenken, warum ich das hier tue, denn ich habe immer mehr das Gefühl, das mir die Antwort nicht gefallen wird. Ich habe mich noch nie um jemanden gekümmert. Ich war mir nicht mal sicher, dass ich weiß, wie das geht. Vielleicht habe ich es von meiner Mutter geerbt. Sie hat Wert auf eine gute Erziehung gelegt, daran kann ich mich noch erinnern. Sie hat mir beigebracht, dass man zu anderen Menschen nett und höflich ist.

Viel daraus gemacht habe ich nicht, wenn man bedenkt, was aus mir geworden ist. Es reicht allerdings, dass ich mich um Jannik kümmere. Warum auch immer.

»Du bist schön.«

Ich sehe ihn verblüfft an. »Was?«

Jannik grinst schief. »Für einen Killer, meine ich.« Er zuckt mit den Schultern, als ich mir mit dem Finger bedeutsam gegen die Stirn tippe. »Ich dachte immer, ihr hättet Narben oder wärt hässlich oder was weiß ich.«

»Wie kommst du denn auf so einen Quatsch?«

»Keine Ahnung«, antwortet er und mustert mich ungeniert.

Ich weiß zwar nicht, was an mir interessant ist, aber ich lasse ihn schauen. Schwarzes Haar und braune Augen gibt es überall auf der Welt. Dasselbe gilt für meine Arbeitskleidung. Schwarz. Von Kopf bis Fuß. Vermutlich ist es ohnehin nur

MIT ANDEREN AUGEN

mein Job, der ihn fasziniert, nicht die Person. Er wäre der Erste, der sich nicht für den Killer interessiert, sondern für den Menschen dahinter, der nicht nur aus Namen und Nummern besteht.

In letzter Zeit denke ich zu viel nach, wird mir klar, während Jannik mich weiterhin mustert. Bevor ich ihn kannte, wäre ich nicht auf die Idee gekommen mich zu fragen, was ein anderer Mensch über mich denkt, wenn er mich ansieht. Ich vermeide ohnehin den Kontakt zu Menschen. Außerdem habe ich gelernt unscheinbar zu sein. Auf der Straße, beim Einkaufen und den täglichen Dingen, die für ein Leben notwendig sind, sehen die Menschen einen an und vergessen einen im nächsten Augenblick sofort. Sehr praktisch für mich, denn wenn mein Gesicht bekannt würde oder so auffällig wäre, dass sich die Leute nach mir umdrehen, könnte ich meinen Job nicht machen.

Das Problem habe ich mit meinem Allerweltsgesicht nicht. Ich gehe als Russe genauso durch wie als Europäer oder Südamerikaner. Nur in Asien würde ich auffallen. Meine falschen Identitäten beschränken sich daher auf europäische und amerikanische Namen mit einem entsprechenden Hintergrund. Aber das wird ihn nicht interessieren und selbst wenn, würde ich Jannik nichts darüber erzählen. Er weiß ohnehin schon zu viel und da er jetzt mein Gesicht kennt, steht fest, wie unsere Bekanntschaft enden wird.

Nein, wie sie enden muss. Mit seinem Tod.

Eigentlich schade. Im Gegensatz zu mir hat er ein Gesicht, dem man eher hinterher sieht. Ich weiß nicht, ob man ihn schön nennen kann, davon habe ich keine Ahnung. Außerdem, was bedeutet das schon, schön zu sein? Das Wort definiert oh-

MIT ANDEREN AUGEN

nehin jeder anders. Ich wüsste nicht, wie ich einen Menschen danach beurteilen sollte. Jannik hat hellbraunes Haar, dunkelblaue Augen und hohe Wangenknochen. Ob das schön ist, weiß ich nicht.

Rein körperlich gesehen ist er ebenso ein Durchschnittstyp wie ich, allerdings weit weniger trainiert. Wenn er mich ansieht, kann ich das im Gegenzug genauso tun und Jannik ist für seine Größe zu dünn.

Ich bin 1,85m groß und wiege 84kg. Das weiß ich so genau, weil ich auf meinen Körper achte und ihn trainiere, um in Form zu bleiben. Ein Auftragskiller, der nach einem Sprint von hundert Metern atemlos zusammenbricht, bekommt keine Kopfprämien von zehn Millionen Dollar gezahlt. Jannik ist laut meiner gesammelten Daten 1,80m groß und wiegt schätzungsweise 60 bis 65 kg. Vielleicht verwächst sich das mit der Zeit, er ist ja erst einundzwanzig. Aber außer seinem Gesicht gibt es nichts, was an ihm besonders auffällig wäre. Was Jannik an mir also schön findet, ist mir ein Rätsel.

Mir kommt ein Gedanke. »Bist du schwul?«

Jannik nickt. »Hast du ein Problem damit?«

Habe ich eins? Nein. Aber es erklärt, warum er mich 'schön' findet. »Solange du deine Finger bei dir behältst, nein.«

»Kein Problem. Ich steh' nicht auf Ältere«, kontert er lässig und ich kann nicht anders als grinsen, was Jannik mit einem staunenden Blick kommentiert, als er es bemerkt. »Du kannst ja lächeln. Wow.«

»Für so ein Küken hast du eine ganz schön große Klappe.«

Seine Antwort ist ein weiteres Schulterzucken, dann sieht er mich wieder eine Weile an. »Wie alt bist du?«

»Älter als du.«

MIT ANDEREN AUGEN

Jannik verdreht seufzend die Augen. »Das ist unübersehbar, du hast schließlich graue Haare an den Schläfen. Also? Wie alt?«

»Fünfunddreißig.«

»Nicht schlecht«, murmelt er hörbar erstaunt.

Damit habe ich ihn offenbar überrascht. »Soll heißen?«

Er grinst verlegen und kratzt sich an der Nase. »Ich habe gelesen, die meisten Auftragskiller sind spätestens mit Dreißig tot.«

Das stimmt. Es trifft allerdings nur auf die zu, die gerne auf Risiko spielen und glauben, dass sie unbesiegbar wären. »Nicht alle.«

»Scheint so.« Bob maunzt und Jannik schlägt die Bettdecke zurück. Er hält inne, als er meinen warnenden Blick bemerkt. »Was ist? Bob hat Hunger.«

»Es ist mitten in der Nacht«, wende ich irritiert ein und Jannik stöhnt genervt.

»Versuch' du mal mit Fieber und schwankenden Wänden vom Bett in die Küche zu kommen. Ich habe ihn die letzten paar Tage nur sehr unregelmäßig gefüttert, deswegen hat er jetzt Hunger.«

Verständlich, wenn man Janniks Zustand bedenkt. »Bleib liegen, ich mache das.«

»Du weißt doch gar nicht...«

»Küche. Im Schrank unter der Spüle«, unterbreche ich ihn, denn ich weiß sehr wohl, wo das Katzenfutter für Bob zu finden ist. Ich habe die Wohnung bei meinem ersten Einbruch schließlich mehr als gründlich durchsucht.

»Arsch«, murrte Jannik, deckt sich aber wieder zu.

Er scheint mich sehr gerne zu beleidigen, sobald ihm die

MIT ANDEREN AUGEN

Argumente ausgehen. Ich sollte das nicht so lustig finden, wie ich es tue. Genauso wenig sollte ich Kater Bob soviel Aufmerksamkeit schenken, aber ich mag das schwarze Fellknäuel und er mag mich ebenfalls. Genug sogar, um sich von mir füttern zu lassen. Ich sehe ihm kurz beim Fressen zu und gehe dann ins Schlafzimmer zurück, wo Jannik sich mittlerweile wieder hingelegt hat. Eine gute Gelegenheit zu verschwinden.

»Hey!«, ruft Jannik mir leise nach, als ich gerade die Schlafzimmertür hinter mir zuziehen will. »Hast du eigentlich einen Namen?«

Diese Frage musste irgendwann kommen. »Jeder hat einen Namen, Jannik Whistler«, weiche ich einer Antwort aus und Jannik seufzt.

»Na gut, dann nenne ich dich ab sofort Mister X.«

Ich bleibe verduzt stehen. Wie kommt er denn darauf?
»Mister X?«

»Irgendwie muss ich dich nennen, oder soll ich dir immer nur 'Hey' oder 'Killer' hinterher rufen?«

Er soll mir gar nichts hinterher rufen. Das dürfte allerdings Utopie sein, denn ich bin ehrlich genug mir einzugestehen, dass ich nicht das letzte Mal hier war. Also kann ich Jannik genauso gut eine Antwort auf seine Frage geben. »Mein Name ist Zachary.«

»Wieso bin ich noch am Leben, Zachary?«, will er als nächstes wissen und darauf habe ich keine Antwort, denn ich weiß es nicht.

Ich weiß viele Dinge nicht und ich sollte wirklich langsam anfangen, mir darüber klarzuwerden, was das zwischen uns eigentlich ist. Was mich an ihm fasziniert. Was der Grund dafür ist, dass ich zum vierten Mal in seine Wohnung eingestie-

MIT ANDEREN AUGEN

gen bin und ihm geholfen habe, statt ihn zu töten. Was mich gerade dazu gebracht hat, ihm meinen Namen zu verraten und zwar den richtigen Namen. Den Namen, der in meiner offiziellen Geburtsurkunde steht.

Ich habe in letzter Zeit einen Fehler nach dem anderen gemacht und ich weiß einfach nicht warum. »Ich weiß es nicht.«

In meiner Wohnung erwartet mich eine neue Mail, vermutlich mit einem Job. Ich ignoriere sie, bis ich etwas gegessen und geduscht habe. Wer mich mitten in der Nacht anschreibt, hat entweder ein dringendes Problem oder sitzt in einer anderen Zeitzone als ich.

Dieses Mal ist es Ersteres.

Ich wünschte, es wäre die Zeitzone gewesen.

Die Yakuza erledigt ihre Problemkinder allgemein gern selbst. Doch es gibt Ausnahmen. Richard Whistler war so eine. Warum? Die Frage habe ich nicht gestellt und ich werde sie auch nicht stellen. Genauso wenig werde ich fragen, aus welchem Grund sie Jannik Whistler tot sehen wollen. Ich kann es mir denken. Er ist der Erbe seines Vaters. Noch dazu ein schlauer Kopf, der es mit einer richtigen Förderung weit bringen könnte. Ihn umzubringen ist die leichteste Möglichkeit an die Firma seines Vaters zu kommen, denn weder Mutter noch Schwester haben Ambitionen sie zu übernehmen. Das wird die Yakuza wissen, deshalb soll der Junge weg.

Whistler Enterprises ist ein großes Im- und Exportunternehmen mit Verbindungen in der gesamten Welt. Sehr lohnend für die Yakuza, die ihre Finger garantiert schon nach den Vorstandsmitgliedern der Firma ausgestreckt hat. Man wird Whistlers Witwe und seine Tochter mit großzügigen Aus-

MIT ANDEREN AUGEN

gleichszahlungen ruhigstellen und damit problemlos durchkommen, nachdem was ich von ihnen weiß. Jannik ist allerdings ein anderes Kaliber. Wie gesagt, im Moment ist er naiv und hat keine Ahnung. Aber das könnte sich ändern und deswegen liegt mir jetzt dieses Angebot von 5 Millionen Dollar auf dem Tisch.

Wenn ich ablehne, wird ein anderer Killer den Auftrag übernehmen. Wenn ich ihn annehme, muss ich Jannik töten, was ich nicht will.

Ich habe noch nie einen Unschuldigen getötet und in meinen Augen ist er unschuldig. Er hat sich im Gegensatz zu all den anderen Opfern meiner Karriere niemals etwas zu Schulden kommen lassen. Wenn ich Jannik töte, verstoße ich gegen eine meiner eigenen Prinzipien.

Das muss der Grund für das alles sein. Deshalb konnte ich ihn nicht anrühren, obwohl er ein Zeuge ist.

Ich stecke wirklich bis zum Hals in der Tinte.

Mich nach hinten lehrend, atme ich tief durch, um zu überlegen, was ich jetzt tun soll. Aber die Abneigung ändert sich nicht. Ich will ihn nicht umbringen. Alles in mir sträubt sich dagegen, Jannik zu töten, doch wenn ich es nicht tue, macht es ein Anderer. Ganz egal, wie ich es drehe und wende, am Ende wird Jannik tot sein. Es sei denn, ich sage ihm die Wahrheit und lasse ihn verschwinden, denn die Cops werden ihn niemals beschützen können. Die Polizei mag gute Männer haben, aber gegen die Yakuza ist kein Kraut gewachsen.

Zeugen sterben oder haben Gedächtnislücken. Verhandlungen vor Gericht kommen nicht zustande, weil es keine Leichen gibt. Beweise verschwinden oder gehen auf sonderbare Weise für immer verloren. Von den Finanzgeschäften, Bestechungen,

Schutzgelderpressungen, dem Menschenhandel, der Prostitution und all den anderen illegalen Dingen, in denen die Yakuza ihre Finger drin hat, will ich gar nicht erst anfangen. Es ändert nichts an der Tatsache, dass dieser Auftrag einem Todesurteil für Jannik gleichkommt.

Das werde ich verhindern.

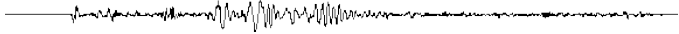
Jannik hat sein gesamtes Leben noch vor sich. Er wird nicht mit dreiundzwanzig Jahren zum Mörder werden und er wird auch keine Karriere als Auftragskiller starten. Er hat etwas Besseres verdient als das. Ich habe in meinem bisherigen Leben nie den Gedanken gehabt, ein Opfer schützen zu müssen, bis Jannik anfing, hinter mir her zu schnüffeln. Ich habe zwölf Jahre lang Menschen für Geld getötet und zwar ohne mit der Wimper zu zucken. Vielleicht ist jetzt ein guter Zeitpunkt, um mich nach einem neuen Job umzusehen, sofern ich die nächsten Wochen überlebe.

Ich muss vollkommen verrückt sein darüber nachzudenken, aber die Entscheidung ist gefällt. Ich werde den Job annehmen, das verschafft mir ausreichend Zeit, mit Jannik zu verschwinden. Er braucht neue Papiere und ein anderes Aussehen. Kurz gesagt, er braucht ein neues Leben.

Die USA sind groß genug, um unterzutauchen und für Bob werden wir schon irgendwo Platz finden. Jannik hat vier Identitäten von mir herausgefunden, es gibt allein in den Staaten noch sechs weitere, die er nicht kennt. Häuser und Wohnungen überall verteilt, das muss für den Anfang reichen. Es muss so lange reichen, bis ich einen Weg gefunden habe, der Yakuza Janniks Tod so unbequem wie möglich zu machen. Oder so sinnlos wie möglich.

Mein Blick fällt auf die Uhr. Es ist kurz nach drei Uhr mor-

MIT ANDEREN AUGEN



gens. In vier Stunden geht die Sonne auf. Genug Zeit, um zu Jannik zu fahren, ein paar Sachen zu packen und Baltimore zu verlassen. Auf der Flucht mit einem Kater und einem Kranken, der mir eigentlich völlig egal sein sollte.

Ich habe eindeutig den Verstand verloren.

III

»Was soll das werden?«, fragt Jannik eine Stunde später, während ich seine Reisetasche aus dem Schrank ziehe.

Ich habe ihn aus dem Schlaf gerissen und etwas Zeit gelassen, um wach zu werden und derweil Bob einzufangen, der startbereit in seiner Katzenbox auf dem Küchentisch steht. Der Kater muss gespürt haben, dass etwas passiert ist, denn er hat sich nicht gegen mich gewehrt, als ich ihn die Box setzte. Ich habe zwar keine Erfahrung mit Haustieren, aber ich bezweifle, dass eine Katze im Normalfall so gut wie freiwillig in diese Transportbox klettert.

Von freiwillig kann bei Jannik in der Hinsicht zwar keine Rede sein, aber wenn er nicht sterben will, hat er keine andere Wahl, als mir zu folgen.

»Wir verschwinden.«

»Wir?«

Ich sehe zu ihm. »Auf deinen Kopf sind seit ein paar Stunden ganze 5 Millionen Dollar ausgesetzt, Jannik. Ich habe den Job angenommen. Du hast also die Wahl mitzukommen und vielleicht weiterzuleben, oder hierzubleiben und darauf zu warten, dass ein anderer Killer den Job übernimmt und dich umlegt.«

Er reagiert nicht sofort, aber damit habe ich auch nicht gerechnet. Deswegen greife ich wahllos nach Sachen in seinem

Schrank. Was ihm später fehlt, kaufen wir nach. Es muss jetzt schnell gehen und die Minuten, die ich zum Packen brauche, hat Jannik Zeit, sich von dem Schock zu erholen. Man erfährt schließlich nicht jeden Tag, dass man plötzlich die Zielscheibe für einen Auftragsmörder ist.

»Wieso hast du angenommen, obwohl du...?«

Ich werfe Jannik einen warnenden Blick zu und er verstummt mitten in der Frage. »Entscheide dich. Hierbleiben oder mitkommen. Sofort!«

Das funktioniert. Er schlägt die Bettdecke zurück und steht auf. Ich wende mich wieder dem Kleiderschrank zu. Sein Niesen und Husten ignoriere ich, darum kümmern wir uns später. Erstmal müssen wir aus der Stadt raus.

»Wo ist Bob?«

»Küche. In der Katzenbox.«

»Du hast ihn schon eingefangen?«

»Ja.«

»Zachary?«

Er schweigt, bis ich ihn ansehe.

»Du meinst das wirklich Ernst, oder? Dass mich jemand umbringen lassen will, meine ich«, will er wissen, dabei seine Jeans anziehend.

Ich nicke und wende mich wieder ab, um aus den Schubladen seine Unterwäsche zu suchen. »Du bist der Yakuza im Weg.«

»Was? Wieso denn? Ich habe doch gar nicht...«

»Du bist schlau genug, um die Firma deines Vaters zu übernehmen«, unterbreche ich ihn rigoros, denn ich werde nicht um den heißen Brei herumreden. Das habe ich noch nie getan und ich fange bei ihm nicht damit an. »Sie wollen sie ha-

ben. Also musst du verschwinden, bevor du zu einem Problem wirst.«

»Mum und...?«

Ich schüttle den Kopf. »Sie sind unwichtig. Deine Mutter hat kein Interesse an der Firma, genauso wenig wie deine Schwester. Man wird sie auszahlen.«

»Ich verzichte auf die Firma, wenn...«

»Du bist zu jung und könntest deine Meinung jederzeit ändern.«

»Aber...«

Ich ziehe den Reißverschluss der Tasche zu und drehe mich zu ihm um. »Jannik, du bist der Erbe deines Vaters und du hast den Verstand, um früher oder später deinen Anspruch auf die Whistler Enterprises geltend zu machen. Das wollen sie verhindern. Vielleicht können wir später damit handeln, dass du das nicht willst. Ein Geschäft mit ihnen machen. Dein Verzicht auf die Firma gegen dein Leben. Der Yakuza geht es immer zuerst ums Geschäft, also werden wir das ausnutzen. Aber fürs Erste müssen wir verschwinden. Du bist für sie nur ein Name auf einer Liste. Wenn du mehr werden willst, musst du ihnen zeigen, dass du ein würdiger Gegner bist. Die Yakuza macht ihre Geschäfte mit Männern, nicht mit kleinen Jungs, die gerne am Computer sitzen.«

»Und warum nicht?«, fragt Jannik und zieht einen Pullover über sein Shirt. »Was ist denn, wenn ich einen Vertrag unterschreibe? Wäre das...?«

Weiter kommt er nicht, weil ich die Tasche fallengelassen habe, um ihn zu packen und mit dem Rücken an die Wand zu pressen. Er keucht schockiert auf, sieht mich entsetzt an. »Was von, die Yakuza macht Geschäft mit Männern, hast du nicht

verstanden?«

»Ich bin einundzwanzig und damit alt genug«, antwortet er sichtlich angesäuert.

»Du hast bislang nichts im Leben vorzuweisen, Jannik. Selbst wenn du Einunddreißig wärst, würden sie nicht mit dir verhandeln, wenn du außer dem Collegeabschluss nichts zu bieten hast. Es geht nur um die Ehre, nicht um dein Alter.«

Er sieht mich erstaunt an. »Soll ich etwa jemanden umlegen, um von der Yakuza gehört zu werden?«

»Das wäre ein guter Weg«, gebe ich zu und da zeigt sich, wer von uns der Killer ist. Er nämlich nicht, so blass wie er plötzlich wird. Ich muss ungewollt lächeln. »Du führst Gespräche mit einem Mörder, aber hast Angst davor, selbst einen Menschen umzubringen?«

»Das ist nicht dasselbe.«

Da hat er allerdings Recht. »Das weiß ich. Es ändert aber nichts an der Tatsache, dass du tot bist, wenn du hierbleibst. Also?« Ich lasse ihn los und nehme die Tasche. »Ich oder der Tod?«

»Wo ist der Unterschied?«

»Mit mir bleibst du am Leben«, antworte ich und überlege kurz, um dann einzuschränken. »Vielleicht.«

Janniks Mundwinkel zucken, aber er verkneift sich den Kommentar, der ihm auf der Zunge liegt. Stattdessen nickt er und geht in den Flur, um mitgenommen aussehende Turnschuhe anzuziehen, während ich Bob hole.

»Katzenfutter?«

Er hat Sorgen. Ich verdrehe die Augen und drücke ihm die Box in die Hand, als er seine Jacke angezogen hat. »Nicht wichtig. Wir besorgen unterwegs, was wir brauchen.«

MIT ANDEREN AUGEN

»Wohin willst du?«

Ich ziehe die Tür auf und werfe sicherheitshalber einen kurzen Blick in den Flur. Niemand zu sehen. Es ist zu früh, aber lieber bin ich etwas zu paranoid, als dass ich mit einer Kugel im Kopf ende. »Erste Station ist Philadelphia. Dann sehen wir weiter.«

Eine Stunde später sieht er mich über das Dach des Wagens, den ich für unsere Fahrt vor der Haustür einem seiner Nachbarn geklaut habe, ungläubig an. Ich habe den John F. Kennedy Memorial Highway in Richtung Philadelphia genommen und bin bei Aberdeen abgefahren, um uns etwas zu essen zu besorgen. Wir liegen gut in der Zeit, haben noch ungefähr eine Stunde Fahrt vor uns. Die Straßen sind leer und das hat mich auf die Idee gebracht, Jannik das Steuer zu überlassen, damit ich meinen Laptop nehmen und unsere Flucht weiter planen kann. Sein Blick macht mir allerdings klar, dass daraus nichts wird.

»Was ist denn?«, will ich wissen, als er sich nervös auf die Unterlippe beißt.

»Ich kann nicht Autofahren.«

Ich sehe ihn überrascht an. Das stand nicht in den Akten über ihn. Andererseits habe ich auch nicht danach gesucht. In Großstädten wie Baltimore ist es üblich, Bus oder Bahn zu benutzen, obwohl man einen Führerschein und einen Wagen hat. Allerdings machen vor allem die reichen Kids ihren Führerschein, sobald sie alt genug sind. Wieso also er nicht? An Geldmangel kann es nicht gelegen haben.

»Warum nicht?«

Jannik wird rot und zuckt die Schultern. »Kein Interesse.«

MIT ANDEREN AUGEN

Er lügt. »Zweiter Versuch«, sage ich daher, weil ich es wissen will.

»Ich hab' mich zu blöd angestellt, okay?«

Irgendwie habe ich das dumme Gefühl, dass sein Vater da die Finger im Spiel hat. Vermutlich wollte der Alte es Jannik beibringen und hatte keine Geduld dafür. Es würde zu einem Vorfall in Richard Whistlers Akte passen, erinnere ich mich. Ein harmloser Autounfall vor einigen Jahren. Nur Blechscha-den. Ich rechne gedanklich kurz zurück. Ja, das kommt hin, Jannik war damals fünfzehn.

»Er wollte es dir beibringen und du hast den BMW in den Graben gesetzt.«

»Woher...?«

Jannik bricht seine Frage sofort wieder ab, hat sich damit aber schon verraten. Ich nicke und deute auf den Autoschlüssel in seiner Hand, der seinen ungläubigen Blick zuvor ausgelöst hatte. »Steig' ein.«

»Aber...«

»Entweder lernst du es, oder wir übernachten hier auf der Straße.«

»Du bist ein gottverdammtes Arschloch«, flucht er, als ich bereits im Wagen sitze und mich amüsiert anschnalle. Es dauert fünf Minuten, bis er endlich einsteigt und es mir nach-macht, um dann den Schlüssel ins Zündschloss zu stecken. »Und jetzt?«

»Jetzt startest du den Wagen und fährst.«

»Zachary...«

»Wenn ich angeschossen oder anderweitig verletzt werde und wir flüchten müssen, wer soll dann den Wagen fahren, wenn nicht du?«

MIT ANDEREN AUGEN

Die Frage ist nicht fair, aber sie entspricht der Wahrheit und er weiß es. Er muss Autofahren lernen, also werde ich es ihm beibringen. Die leeren Straßen der Nacht eignen sich dafür ohnehin um einiges besser, als der Berufsverkehr am Morgen. Es wird so zwar länger dauern, bis wir Philadelphia erreichen, aber wen kümmert das schon? Eine Flucht hat im Allgemeinen keinen festgelegten Zeitplan.

»Hör' auf damit.«

Jannik fühlt sich sichtlich unwohl, aber das kann und will ich nicht ändern. »Ich bringe es dir bei. Und zwar jetzt. Die Straße ist frei, es ist mitten in der Nacht und Straßengräben werden wir vermeiden. Also starte den Wagen.«

Eine knappe Stunde später hat er sich soweit beruhigt, dass er sogar eine Vollbremsung machen kann, ohne dabei vor Angst die Augen zu schließen. Wir sind ein gutes Stück näher an Philadelphia und auf den Nebenstraßen, über die ich ihn lotse, sind uns bisher nur wenige Autos entgegengekommen. Navigationsgeräte mögen ihr Geld wert sein, aber es geht nichts über die guten alten Karten, die man an jeder Tankstelle bekommt, genauso wie Tipps für Schleichwege, die allgemein nur die hiesigen Einheimischen kennen. Uns haben sie freie Wege und Jannik seine erste Fahrstunde beschert. Getankt hat er mittlerweile auch und danach eine kleine Flasche Alkohol leergemacht.

Ich habe ihm den Whiskey aufgedrängt, da Jannik vor Nervosität die Hände zitterten. Er hat den ersten Schluck mit einem Hustenanfall bezahlt, aber danach ging es ihm etwas besser. Kater Bob hat dazu seinen Teil beigetragen und die restliche Fahrt habe ich das Lenkrad wieder übernommen. Ich wer-

de Jannik garantiert nicht angetrunken und mit gestiegenem Fieber fahren lassen. Außerdem werden wir, wenn der alte Mann an der Tankstelle vor 3 Meilen Recht hatte, gleich auf ein Motel treffen, wo wir ein paar Stunden bleiben werden. Jannik braucht ein Bett und seine Medikamente, und ich brauche Zeit, mir zu überlegen, wie es mit uns weitergehen soll.

Wir können uns in Philadelphia nicht lange aufhalten, das ist mir zu gefährlich. New York City liegt in der Nähe, allerdings sind Großstädte nicht die erste Wahl, wenn es um eine Flucht geht. Es ist schwer dort unterzutauchen. Obwohl viele Menschen das denken, Metropolen wie New York sind definitiv der letzte Ort, den man wählen sollte, um zu verschwinden. Dort fällt man auf. Wer nicht dazugehört, neu ist oder sich unwohl fühlt, kann sich genauso gut eine Zielscheibe auf die Stirn malen. Philadelphia ist mit seinen rund 2 Millionen Einwohnern die Grenze des Ertragbaren für mich. Ich muss einen Ort kennen, um für unsere Sicherheit sorgen zu können. Dafür ist New York City gänzlich ungeeignet.

Jannik ist eingeschlafen, als das Hotelschild an der Straße auftaucht. Ich parke den Wagen und lasse ihn im Auto sitzen, während ich uns ein Zimmer besorge und den neugierigen Blick des alten Nachtportiers ignoriere. Der Mann wird sich ohnehin seinen Teil denken, wenn ich Jannik ins Bett trage, also kann ich mir jedes Wort sparen. Was ich auch gegenüber Bob tue, der wütend knurrt, als ich die Katzenbox neben der Tür abstelle, um Jannik zu holen. Er rührt sich nicht mal. Schläft tief und fest weiter, als ich ihn aus dem Auto hebe. Ich werde ihn schlafen lassen. Er kann seine Medikamente später nehmen.

Als er im Hotelbett liegt, betrachte ich ihn kopfschüttelnd.

MIT ANDEREN AUGEN

Wo hat der Junge bloß die letzten einundzwanzig Jahre gelebt? In einer Blase? Er raucht nicht, kann nicht Autofahren, eine Tankstelle hatte er bis vorhin offenbar noch nie von innen gesehen und Bargeld kennt er auch kaum. Bei seinen Essenslieferanten hat er mit Karte bezahlt oder anschreiben lassen und ich frage mich, wie alt diese Turnschuhe sind, die ich ihm eben ausgezogen habe.

Jannik beherrscht vielleicht seinen Computer und er liebt seinen Kater, aber vom echten Leben hat er keine Ahnung.

Im Grunde genommen sind wir gar nicht so verschieden. Mein Vater hat meine Mutter umgebracht, seine Eltern waren nie da. Ich bin im Heim und auf der Straße groß geworden, er zwischen jeder Menge Geld, Kindermädchen und Haushälterinnen. Auf den ersten Blick verschiedene Ansätze, aber ansonsten war Janniks Kindheit nicht viel besser als meine. Mit dem einzigen Unterschied, dass meine Mutter mich bis zu ihrem Tod geliebt hat.

Ich kann nicht beurteilen, ob seine Mutter ihn liebt, aber ich kann beurteilen, ob sich jemand um sein Kind kümmert und sie hat es nicht getan. Sonst hätte Jannik nicht bei den einfachsten Dingen des Lebens Schwierigkeiten.

Noch ein Grund mehr, New York City als Unterschlupf zu meiden.

Wir werden es mit Boston riskieren, überlege ich, nachdem ich Bob mit Futter bestochen und meinen Laptop eingeschaltet habe, um mit Hilfe von Google Maps unsere Route ein wenig zu planen. Jannik muss seine Erkältung, Grippe oder was immer er mit sich herumschleppt, auskurieren und dafür brauchen wir Zeit. In Philadelphia werden wir halten, um Geld zu holen. Ich habe für den Notfall in jeder Unterkunft Bargeld

MIT ANDEREN AUGEN

versteckt. Das wird reichen, ein neues Auto zu besorgen und weiter nach Boston zu fahren. Apropos Auto. Ich muss den geklauten Wagen verschwinden lassen.

Ich werde wach, weil ich friere. Jannik hat mir die Bettdecke geklaut und sich darin eingewickelt, seine eigene liegt zu einer Wurst gedreht am Fußende. Das habe ich nun davon, selbst eine Weile schlafen zu wollen. Die nächsten Nächte dürften spaßig werden, wenn er immer so wühlt wie bei sich zu Hause.

Statt mir seine Decke zu nehmen, werfe ich einen Blick auf die Uhr und stehe auf. Es ist kurz nach neun Uhr morgens, ich lasse ihn noch eine Stunde schlafen, dann ziehen wir weiter.

Nach ein paar Streckübungen und einer Dusche, wovon Jannik nicht das Geringste mitbekommt, lasse ich Bob aus seiner Transportbox, der mir sofort zu verstehen gibt, dass er ein Katzenklo braucht. Wir haben nur leider keines, weshalb ich ihn ins Badezimmer sperre, denn das ist gefliest und leichter sauberzumachen, als der abgenutzte Teppich hier im Zimmer. Für den Fall, dass er aufwacht, lege ich Jannik eine kurze Nachricht aufs Kopfkissen und ziehe mich an, um uns Frühstück und Kaffee zu besorgen.

Jannik steht unter der Dusche und Bob liegt eingerollt auf dem Bett, als ich zwanzig Minuten später zurückkomme. Gut, dann muss ich ihn nicht aufwecken. Nach einem prüfenden Blick auf seine Medikamente, bin ich zufrieden. Er hat das Hustenzeug und eine Tablette gegen das Fieber genommen. Ich stelle die belegten Brötchen und den Kaffee auf den Tisch und fahre den Laptop hoch, um zu sehen, ob es Neuigkeiten gibt. Mein Gefühl sagt mir, dass irgendetwas los ist und die

neue Mail im Postfach bestätigt meinen Verdacht.

»Sie sind schnell«, murmele ich, nachdem ich die zwei Sätze gelesen haben. Mehr war nicht nötig, um mich darüber in Kenntnis zu setzen, dass ich den Job los bin und mit Jannik auf der Abschlusliste stehe.

Damit habe ich zwar gerechnet, allerdings erst in ein paar Tagen. Das leise Klappen der Badezimmertür lässt mich aufmerken, aber ich schließe den Laptop nicht. Jannik kann wissen, was los ist, immerhin geht es auch um sein Leben. Ich warte, bis er hinter mir scharf die Luft einzieht.

»Das ist normal.«

»Normal?«, fragt Jannik entsetzt, worauf ich mich zu ihm umdrehe.

Er hat sich ein Handtuch um die Hüfte gewickelt und ist ansonsten nackt. Kein kluger Schachzug für einen Kranken, allerdings werde ich nicht darauf herumreiten. Wir haben Wichtigeres zu bereden.

»Was hast du erwartet? Dass ich dir deinen Hintern rette und dafür keine aufs Maul kriege?«

Im ersten Moment ist er sprachlos, dann verfinstert sich sein Blick. »Du hast sie doch nicht alle. Woher soll ich denn bitteschön wissen, was dich erwartet? Glaubst du, mein Freundeskreis besteht aus Auftragskillern?«

»Du hast keine Freunde. Abgesehen von ein paar früheren Schulkameraden und diesen Internetbekanntschaften.«

»Danke für diese Information, das weiß ich selbst.« Jannik deutet auf den Laptop. »Warum hast du das getan, wenn du wusstest, dass sie dann auch hinter dir her sein werden?«

»Keine Ahnung.«

»Keine Ahnung?« Er blinzelt irritiert. »Was ist das denn für

eine Antwort?«

»Die Wahrheit.« Ich wende mich wieder ab und lösche die Mail, um den Laptop danach herunterzufahren.

»Ich will es wissen, Zachary.«

Damit steht er nicht allein da. »Das ist mir schon klar, aber ich weiß es nicht. Wenn ich wüsste, warum ich dir nachgestiegen bin und dich beschütze, würde ich es ändern, aber ich weiß es nicht, was dein Glück ist.«

Das entspricht nicht ganz der Wahrheit, aber das kann ich schlecht zugeben. Ich ahne jedoch, dass Jannik meine schroffe Haltung nicht abschrecken wird. Das hat, dank Bob, schon von Anfang an nicht funktioniert, warum sollte es das also jetzt tun?

»Würdest du nicht«, erklärt er da auch schon und beweist, dass ich richtig gelegen habe. »Du würdest es nicht ändern, selbst wenn du es wüsstest.«

Ich seufze leise. »Nein, würde ich nicht. Den Grund dafür weiß ich allerdings nicht.«

»Vielleicht magst du mich«, schlägt Jannik nach kurzem Schweigen vor und der Gedanke beschert mir eine Gänsehaut, denn bei genauerer Überlegung ist er gar nicht so abwegig.

»Warum sollte ich?«

»Weil du genauso wenig gute Freunde hast wie ich. Weil du genauso einsam bist und ich wette, deine Kindheit war genauso beschissen wie meine.«

Nein, war sie nicht. Jedenfalls nicht die ersten vierzehn Jahre. »Du behauptest also, ich habe dich gerettet, weil wir uns ähnlich sind?«

»Ja.«

Dass wir uns in mancher Hinsicht ähnlich sind, ist nichts

MIT ANDEREN AUGEN

Neues für mich. Dass er das ebenfalls so sieht, habe ich nicht erwartet. Ich sehe Jannik an und zucke die Schultern. »Die Erklärung ist genauso gut wie jede andere. Und jetzt zieh' dir etwas an, du bist krank.«

Er wendet sich schnaubend ab, um ins Badezimmer zurückzugehen. »Du hast sie wirklich nicht mehr alle.«

»Ich bin Profikiller, was erwartest du?«

Er lacht unterdrückt und wirft die Tür hinter sich zu, während ich grinsend zu Bob schaue, der wieder um meine Beine herum streicht und lauthals schnurrt, als ich ihn auf meinen Schoß hebe, um ihn zu streicheln.

»Wo ist der Wagen?«

»Weg.«

»Wie weg?«

»Wir besorgen uns einen neuen«, antworte ich und schließe die Tür ab, um die Schlüssel für das Hotelzimmer zurückzubringen. Bezahlt habe ich bereits letzte Nacht, wir können also sofort los.

»Den ich hoffentlich nicht klauen muss«, murmelt Jannik und bringt mich damit ungewollt zum Lachen, was ihn wiederum grinsen lässt, während er mit Bob in der Transportbox und seiner Reisetasche über einer Schulter neben mir herläuft.

»Wir werden uns einen Mietwagen nehmen oder einen kaufen.«

»Hast du so viel Geld?«

»Es wird reichen«, sage ich schlicht und statt einer Antwort niest Jannik und schlägt den Kragen seiner Jacke hoch.

Wenn ich es mir recht überlege, ist ein Mietwagen die bessere Idee. Mietwagen haben Heizung und wir können das

MIT ANDEREN AUGEN

Auto in Philadelphia abgeben und auf ein anderes umsteigen. Meine erste Idee letzte Nacht, weiter Autos zu klauen, habe ich nach kurzer Überlegung fallenlassen. Mit Jannik im Schlepptau ist das sinnlos. Er würde uns ungewollt die Cops auf den Hals hetzen. Es gibt Menschen, mit denen kann man kein Verbrechen begehen, weil sie immer schuldig aussehen. Jannik ist so ein Typ. Er würde vermutlich nicht mal eine Packung Kaugummi klauen können, ohne erwischt zu werden. Ehrlich zu bleiben, ist daher die sicherste Möglichkeit für uns.